Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 45 (1958)
Heft: 9

Artikel: Stand und geschichte der rechtschreibung [Fortsetzung]
Autor: Heyd
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-532300

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

meligkeit einer guten, spätgotischen Stube. Hieronymus ist nicht mehr der betende, sich kasteiende Büßer, sondern der in seiner Gottverbundenheit glückliche Gelehrte und heilige Kirchenfürst (Heiligenschein, Kardinalshut). Alles im Bilde atmet Ruhe und Beschaulichkeit, kaum gestört durch das Kratzen des über das Pergament eilenden Federkiels des emsigen Schreibers und das Atemholen der beiden friedlichen Haustiere. Der auf dem Fenstergesimse ruhende Totenschädel hat in der stillen Klause des heiligen Mannes jede Schauerlichkeit verloren und wirkt nicht bedeutsamer als die vielen andern Ausstattungsstücke der Stube. Der von der Decke hängende riesige Flaschenkürbis (von den Schülern zuerst etwa als elektrische Birne gedeutet!) war wohl damals ein beliebtes Zierstück und bedarf keiner besondern Auslegung. Wie meisterhaft ist es dem Stichel des Künstlers gelungen, das durch die Butzenscheiben der großen Fenster gedämpft und doch so warm einfallende Licht einer milden Vormittagssonne wiederzugeben! Auf guten Reproduktionen des Stiches glaubt man geradezu, die milde Wärme der auf der Mauer der Fensteröffnungen sich abzeichnenden Lichtkringel zu spüren. Und die Haltung des in seine Arbeit ganz vertieften, greisen Kirchenvaters! Mit wieviel Liebe geht der Künstler der kleinsten Einzelheit nach!

Welche Gegensätze in der Grundstimmung und im Gehalt der beiden Stiche: In der ‚Melancholie' die niederdrückende, lähmende Erkenntnis, daß dem Wissen und Können des Menschen Grenzen gesetzt sind, im ‚Hieronymus im Gehäus' die beglückende, stille, vom Weltgetriebe gelöste Gelehrtenarbeit, die aus dem Glauben lebt!

Stand und geschichte der rechtschreibung*

Dr. Heyd, Stuttgart

Mittelschule

V.

Die diskussion

Lassen wir noch einmal die betrachtung der reformmöglichkeiten zurückgestellt und schauen wir uns diesmal um nach den diskussionen, hören wir, was so über die pläne und möglichkeiten gesprochen wird. In der *Bundesrepublik* hat in jüngster zeit vor allem das grafische gewerbe das tema aufgegriffen. Es wird dabei sehr deutlich, daß alle gesprächsteilnehmer sich darin einig sind, daß der gegenwärtige zustand unhaltbar ist. Ebenso klar wird ausgedrückt, daß man eine radikale reform – ein vorgehen, das mehr revolution als evolution sein würde – grundsätzlich und fast einstimmig ablehnt. Es bleiben dann eben nur noch zwei meinungen übrig: die eine, die sich etwa den ‚stuttgarter empfehlungen' anschließt, und die andere, die sich mit flickwerk, das also weniger wäre, als die ‚stuttgarter empfehlungen' enthalten, viel weniger sogar, begnügen will. Diese diskussionen werden in vergleichweise paritätischer teilung im zentralorgan der industriegewerkschaft ‚druck und papier' geführt – sie werden (bis jetzt) etwas einseitig nur von der ‚anderen' seite, das heißt von denen, die weniger wollen, als die reformer allgemein vorschlagen, im ‚sprachwart', dem organ der korrektoren in der Bundesrepublik, bestritten. Daß man dabei gelegentlich persönliche meinungen in den vordergrund stellt und angreift, hat stellenweise zu leichten entgleisungen geführt. Im ‚druckspiegel', einem fachorgan des grafischen gewerbes, ist in zwei ausgaben der versuch einer objektiven darstellung unternommen worden. Zum schluß hatte man die leser gebeten, ihre meinungen dem verlag mitzuteilen, so daß gelegentlich ein querschnitt hätte gegeben werden können. Während auf die ersten beiden diskussionsbeiträge von Bernhard Puschmann und Werner P. Heyd in ‚druck und papier' die redaktion mit meinungsäußerungen (ohne aufforderung!) überschwemmt worden ist, hat der ‚druckspiegel' genau nur eine zuschrift erhalten. Dabei ist dem berichterstatter aus gesprächen bekannt, daß viele leser diese aufsätze begrüßt haben, weil sie ein klares bild vermittelt haben. Auf-

* Siehe Nr. 22/23 und 24 vom 15. März/1. April und 15. April 1958, sowie Nr. 8 vom 15. August 1958.

fallend ist dabei, daß allem anschein nach eine aggressive darstellung viel mehr zur stellungnahme reizt als die sachliche darstellung.

Die diskussion im grafischen gewerbe bewegt sich hauptsächlich um den punkt groß- oder kleinschreibung. Die meinungen sind insofern geteilt, als man einerseits annimmt, daß die hauptschwierigkeiten einfach gelöst werden könnten, wenn man die ‚spitzfindigkeiten' der gegenwärtig geltenden großschreibung im sinne des Dudenhinweises: «im zweifelsfalle schreibe klein» bereinigen würde. Man glaubt, damit alles getan zu haben, was getan werden könne, man sieht darüberhinaus keine notwendigkeit zu änderungen, ja, man glaubt, daß jede änderung darüberhinaus zu neuen erschwernissen führen müsse. Dabei wird grundsätzlich das wichtigste an unserem regelwerk übersehen: daß es nämlich nicht willkürlich aufgebaut und wildwuchernd entwickelt ist, sondern nach streng logischen gesetzen, daß jede regel in einer anderen regel begründet und begründbar ist. In einem aufsatz über die gegenwärtig geltende rechtschreibung habe ich einmal festgestellt, daß unsere rechtschreibung im gegenwärtigen zeitpunkt leider nicht mehr nur die aufgabe der grafischen darstellung der laute zu erfüllen habe, sondern daß sie auch mit grammatischen darstellungen betraut – und damit wesentlich überfordert worden sei. Bei einer rechtschreibreform gilt es also vor allem, diese grammatischen aufgaben so weit wie möglich und so gründlich wie möglich abzubauen, um die rechtschreibung von einer aufgabe zu entlasten, die sie einfach nicht bewältigen kann. Wenn man sich dieser konsequenzen bewußt ist, dann kann man der ‚flickwerkteorie' einfach nicht mehr zustimmen, weil sie nämlich das durcheinander zwischen rein rechtschreiblichen und grammatischen darstellungen so verschlimmern würde, daß man aus diesem wirrwarr nicht mehr herausfände. Wir müssen immer bedenken, daß eine regel, auch eine rechtschreibregel, durchgängig sein muß und nicht plötzlich und unmotiviert unterbrochen werden darf. Das aber geschähe, wenn wir uns nur mit den ‚spitzfindigkeiten' abgeben wollten, ohne die regeln generell anzupacken. Es liegt da ein recht drastisches beispiel sehr nahe: Man beklagt sich allgemein über die mangelhafte flickwerkgesetzgebung vor allem in der Bundesrepublik. Statt genereller reformen werden, so sagt man, immer nur einzelpunkte, nur symptome, angegriffen. Genau dasselbe wollen die gegner der ‚gemäßigten kleinschreibung' mit ihren vorschlägen auch tun – mit vorschlägen, die einen rattenschwanz von dauernden kleinänderungen nach sich zögen, ohne daß damit etwas wirklich besser würde, die konfusion würde sogar nur immer schlimmer.

Und eben das soll ja vermieden werden, eben dem wollen die reformfreunde mit der gemäßigten kleinschreibung steuern. Auch hier ist die parallele zur gesetzgebung recht aufschlußreich: Die reformvorschläge sind allzumal generelle besserungs- und erleichterungsvorschläge, die nur immer daran scheitern, daß die einmalige mühe der umstellung und des neulernens, des umgewöhnens, gescheut wird – damit bedenken die reformgegner nicht, daß ihr flickwerk auf die dauer viel mehr mühe verursacht.

Der referent war kürzlich zu einem gespräch im kleinen kreise eingeladen. Eine gruppe angehöriger des grafischen gewerbes, die sich zur fortbildung zusammengeschlossen hatte, wollte darüber beraten, wie sie ihre drucksachen und ihren schriftverkehr künftig rechtschreiblich gestalten wolle. Man fühlt sich als junge garde, ja als avantgarde im berufsleben – man fühlt die notwendigkeit, neues mit allem mut und aller konsequenz zu prüfen und dann anzupakken. So glaubt dieser kreis auch, daß eine rechtschreibreform unumgänglich sei. Man entschloß sich deshalb, alle drucksachen und den gesamten schriftverkehr in radikaler kleinschreibung zu halten, und zwar deshalb, weil in der namenschreibung noch keine klaren vorschläge vorliegen. Um hierin inkonsequenzen oder unsicherheiten grundsätzlich zu vermeiden, die das unternehmen dieses kreises gefährden müßten, soll so lange, bis eine rechtschreibreform ihr ziel erreicht und alle noch strittigen oder unklaren punkte bereinigt hat, die radikale kleinschreibung auch aller namen benutzt werden. Die diskussion darüber soll fortgesetzt werden.

In der *DDR* ist die diskussion über das tema rechtschreibreform zurückgestellt worden. Immerhin leisteten das ‚institut für grafische technik' und die zeitschrift ‚sprachpflege' einen wertvollen beitrag dazu mit ihrer untersuchung ‚Kann die rechtschreibung nach Duden verbindlich festgelegt werden?'. Wir möchten hier die frage, ‚ob nach Duden' festgelegt werden soll, offenlassen, nicht aus ressentiment gegen, sondern aus unserer einstellung für den Duden. Wir müssen aber andererseits unserer freude darüber ausdruck geben, daß aus Mitteldeutschland ein mächtiger chor herüberdringt, der die einheitliche, streng geregelte rechtschreibung für die deut-

sche sprache, wo auch immer sie gesprochen werde, fordert. Das ist eine der grundbedingungen für eine rechtschreibreform, ohne die dieses unternehmen platterdings sinnlos werden müßte.

Und das scheint einer der wesentlichen gründe dafür zu sein, daß sich viele gegen eine rechtschreibreform wehren, denn die strenge handhabung nach Duden ist doch in den jahren während und nach dem zweiten weltkrieg weitgehend verlottert. Eine solche verlotterung aber muß zwangsläufig dazu führen, daß die einheit des sprachgebiets verlorengeht. Wie, wenn jedes (reichs)deutsche mundartgebiet seine eigene rechtschreibung haben wollte, weil man in Baden-Württemberg anders spricht als in Hamburg, in Bayern anders als in Köln? Es ist doch leider heute schon so weit gekommen, daß aus diesem grunde in den deutschen ländern abweichungen von den geltenden regeln allzuhäufig erscheinen, so daß man genau erkennen kann, in welchem landstrich ein buch oder eine zeitung gedruckt wird, beziehungsweise was für ein landsmann der autor ist – und das nicht seiner ihm eigentümlichen sprache wegen, sondern weil er eine dafür schon wieder bezeichnende rechtschreibung verlangt oder benützt.

Auch in *Österreich* scheint sich die diskussion um die rechtschreibreform nur auf bestimmte kreise zu beschränken, so vor allem auf den ‚bund österreichischer rechtschreibreformer' und das grafische gewerbe, wobei man hört, daß die vertreter des grafischen gewerbes sich im sinne der bundesrepublikanischen ‚flickwerkteorie' verhalten. Beachtenswert, daß sich auch der stadtrat von Wien in diese diskussion eingeschaltet habe, und zwar mit einer stellungnahme gegen die reform und die ‚stuttgarter empfehlungen'. Daß dabei in Österreich die gegner der rechtschreibreform mit dem argument operieren, die dem ‚bund österreichischer rechtschreibreformer' angehörenden lehrer seien gegen ihren willen in den bund gezwungen worden, ist bedauerlich. Diese behauptungen treffen nach unseren feststellungen nicht zu.

So bewegt sich die diskussion – deren wesen und wirken in der *Schweiz* wir deshalb ausgelassen haben, weil Sie sie von dort aus weit besser beobachten können als der referent in Deutschland, der zwar auch von den wesentlichen vorgängen in Ihrem land unterrichtet wird, aber hier die darstellung für überflüssig hält – im allgemeinen auf recht sachlichen bahnen. So sachlich, wie sie in den letzten zwei jahren verlaufen ist, sollte die diskussion auch in zukunft sein. Wir stellen dabei fest, daß die meisten früheren gegner einer rechtschreiblichen änderung eingesehen haben, daß es den reformern nicht nur um eine marotte zu tun ist, sondern daß sie ein ernstes und begründetes anliegen vertreten, dem man im allgemeinen die achtung und berechtigung nicht versagen kann. Und diese einsicht, das ist der unbestreitbare gewinn der letzten jahre, hat sich weit verbreitet und den gesprächen ihren angenehmen ton gegeben. Das wird sich, wie wir hoffen, auch bei den künftigen auseinandersetzungen, die sehr notwendig sind, nicht ändern. Denn nur in der auseinandersetzung können die argumente abgewogen und kann der rechte weg gefunden werden.

VI.

Wie ist das mit dem fremdwort?

Diese frage ist in einem mehrsprachigen land wie der Schweiz von zwei standpunkten aus zu betrachten – während sie im übrigen deutschen sprachgebiet einfacher gestellt ist. Gehen wir zunächst von dieser einfacheren fragestellung aus:

Bis in die beginnende neuzeit herein, also auch noch lange nach der erfindung der buchdruckerkunst und noch nach dem dreißigjährigen krieg, war das gesprochene wort das primäre, man schrieb, wie man sprach, das heißt: lautwandel und wortwandel waren der *sprache* und nicht der *schreibe* unterworfen. Daher kommt es ganz selbstverständlich, daß sich die meisten frühen fremdwörter in der deutschen sprache nach den gesetzen eben unserer sprache verhalten, gewandelt und eingebürgert haben. Daher auch erkennen wir die meisten ursprünglich fremden wörter als solche gar nicht mehr ohne weiteres: es gehört schon ein sprachenstudium dazu oder ein etymologisches wörterbuch, um zu wissen, daß ein großer teil unseres wortschatzes bei anderen sprachen entlehnt worden ist. (Daß dasselbe auch umgekehrt der fall ist, daß nämlich andere sprachen, wie zum beispiel das französische, aus dem deutschen viele wörter entlehnt und ihrer sprache einverleibt haben, sei nur nebenbei erwähnt.) In der zeit der ‚verschriftung' unserer sprache, eines zustandes, aus dem wir uns wieder etwas lösen sollten, wenn wir es nur vermöchten(!), hat sich dann eine übung herausgebildet, die das ‚fremdwort' erst geschaffen hat. Wir haben uns nämlich das ‚lautbild' abgewöhnt

und uns zu sklaven des ‚schriftbildes' gemacht. Das heißt: wenn wir ein fremdes wort in unsere sprache übernehmen, dann tun wir dies nur halb: wir bedienen uns seines seins und seines sinns, weil uns sinn und sein dieses wortes entweder besser gefallen oder weil unsere sprache für diesen sinn kein eigenes wort von gleichem gewicht und gleicher aussagekraft hätte, aber wir geben dem fremden wort nicht mehr wie früher heimat-, sondern höchstens gastrecht. Damit zeichnen wir dann dieses fremde wort, wir brandmarken es als fremd, obwohl wir doch dankbar sein sollten, daß es uns aus einer verlegenheit geholfen hat.

Deshalb brauchen wir nun für das fremde wort, das in der sprachzeit zu uns gekommen ist und seither heimatrecht hat, die bezeichnung ‚lehnwort' und für das fremde wort, das in der ‚schriftzeit' bei uns eingang gefunden hat, die bezeichnung ‚fremdwort' – und doch meinen wir ein und dasselbe wort. Wenn deshalb heute von den rechtschreibreformern gefordert wird, man solle künftig dem fremdwort schriftlich nach deutschen schreibregeln begegnen, dann geschieht dies nur, um eine entwicklung, die vor noch nicht allzulanger zeit plötzlich abgerissen ist, fortzusetzen. Das ist heute wesentlich schwerer als zur ‚sprachzeit', deshalb nämlich, weil einmal die ‚schriftzeit' eine viel engere sprachliche verbindung in zahlenmäßiger breite geschaffen hat, als das vorher der fall war (außer in der Schweiz, wo der engere politische verband die verbundenheit der sprachgemeinschaften untereinander förderte, ja geradezu forderte). Vor allem aber deshalb, weil durch die entwicklung von wissenschaften und technik so viele fremdwörter – viel, viel mehr als je einmal – in unsere sprache (wie in andere) eingedrungen sind und von den ‚spezialsprachen' aus in die umgangsprache übergehen.

Man wird deshalb immer auf schwierigkeiten stoßen, wenn man hier dem verlangen der allgemein sprechenden und schreibenden nachgeben und auf den widerstand der spezialsprachen trifft. Denn alle die fremdwörter, die aus wissenschaft und technik in die umgangsprache eingehen, sind in den spezialsprachen schon so festgelegt, so eingebürgert, ja zum teil genormt, daß jede änderung als schwerer störender, wenn nicht sogar zerstörender eingriff aufgefaßt wird. Kann man aber, wie in den ‚stuttgarter empfehlungen' vorgeschlagen, der wissenschaft und technik eine andere rechtschreibung zubilligen als den normalschreibern? Das wäre für die schule vor allem und für den ‚laien' daneben eine völlig unzumutbare belastung. Auch hier gilt, daß die einheitlichkeit der schreibung nicht durchbrochen werden darf. Welche möglichkeiten bleiben dann offen?

Man hat vorgeschlagen – und das klingt zunächst recht bestechend –, alle fremdwörter, die in die umgangsprache als fester bestandteil eingegangen sind, nach den deutschen schreibregeln künftig darzustellen, aber alle die fremdwörter, die nur den spezialsprachen angehören, in ihrer überlieferten schreibweise zu lassen. Ergänzend dazu soll dann eine ständige und sachverständige kommission prüfen, welches fremdwort aus der umgangsprache wieder verschwindet und also als bloßes fachfremdwort in seine ursprungsschreibweise zurückverwandelt werden kann und welches fachfremdwort inzwischen in die umgangsprache eingedrungen ist und also nun in die deutsche schreibweise zu transkribieren sei. Man mag dabei zunächst fürchten, daß dieses vorhaben eine recht umständliche sache sei, andererseits wird man aber den einwand nicht leicht entkräften können, daß es einfach unmöglich sei, alle fremdwörter ins deutsche zu transkribieren – abgesehen von den schwierigkeiten der lautdarstellung zum beispiel der französischen nasallaute. Die viel größere gefahr scheint uns aber darin zu liegen, daß nun bei dem genannten ‚geteilten' vorhaben verwandte wörter mit demselben stamm und derselben grundbedeutung einmal in deutscher schreibweise und einmal in der fremden schreibweise erscheinen und so das bild der zusammengehörigkeit gleicher oder verwandter wörter recht gewaltsam zerrissen wird. Das gilt vor allem für die vielen wörter der naturwissenschaften und der medizin, die zum teil eigentum der umgangsprache, zum teil aber nur eigentum der spezialsprache sind, das sind also vor allem wörter griechischen oder lateinischen ursprungs. Da heißt es nun, daß außer den nordischen sprachen auch das italienische, das spanische und das portugiesische hier einen vorgang geschaffen haben, indem sie nämlich vor allem die wörter griechischen ursprungs allesamt und ohne rücksicht auf anwendungs- und verbreitungsart in ihre schreibweise transkribieren und damit nicht schlecht fahren. Dem wird entgegengehalten, daß die fachliteratur dieser länder im vergleich zur deutschsprachigen eine viel geringere verbreitung und bedeutung habe (was wir von hier aus weder nachprüfen noch bestätigen können), daß aber das deutsche hier nicht aus der reihe der großen wissenschaftsnationen tanzen könne,

ohne einen wesentlichen ideellen und materiellen (!) verlust in kauf zu nehmen. Setzen wir dem aber entgegen, daß sowohl in England als auch in den USA und in Frankreich gleichlaufende bestrebungen im gange sind, dann könnte und möchte man doch meinen, daß eine völlige transkription wenigstens der wörter aus den ‚toten' sprachen nichts schaden könne.

Das ist alles schön und gut für diese ‚toten' sprachen. Wie aber steht es mit den lebenden sprachen? Wir verkennen nicht, daß gerade in der Schweiz, wo die verbreitung aller im staatsverband gesprochener sprachen im ganzen land groß ist, wo fast jeder bürger mindestens zweisprachig ist, hier große, fast unüberbrückbare schwierigkeiten bestehen. Jedoch ist der passus der ‚stuttgarter empfehlungen', daß in der Schweiz in diesem falle eine ausnahme gelten solle, doch für den zusammenhalt des ganzen sprachgebiets recht bedenklich. Wenn schon, dann dürfte in der Schweiz höchstfalls die regel gelten, entweder in jedem fall die allgemeinverbindliche deutsche schreibweise oder ebenso konsequent nur die reine unverbildete fremde schreibweise. Daß etwa in der Schweiz die deutsche schreibweise eines fremdwortes aus einer lebenden sprache gar nicht gebraucht werden sollte, wäre falsch.

Wie aber kann man hier vorgehen? Ich sagte schon, daß eine durchgehende transkription zum beispiel des französischen schon einfach daran scheitert, daß wir die lautbilder dieser sprache nicht in allen fällen ‚nachzeichnen' können, so vor allem nicht die nasallaute. Immerhin ist doch recht beachtenswert, daß der ingenieur auch in der deutschsprachigen Schweiz nicht mehr völlig französisch, sondern mindestens in der ersten silbe deutsch gesprochen wird! Und man wird kaum einen deutsch sprechenden finden, der das g französisch ausspricht, wenn er das wort diplomingenieur zu sprechen hat. Es wäre deshalb, obwohl wir den lautwert des ge (stimmhaftes sch) im deutschen nicht haben, oder gerade deshalb, nicht undenkbar, daß man dieses wort inscheniör schriebe. Bitte werfen Sie jetzt, lieber schweizer leser, das heft nicht weg und nicht mit harten gegenständen nach mir. Ich wollte an diesem beispiel nur verdeutlichen, daß die umgangsprache das schon getan hat, was die schreibe noch nicht tut. Sie hat es in vielen anderen fällen halb getan. Das war aber ihr größter fehler. Deshalb halte ich es durchaus für möglich, daß alle die französischen, englischen, italienischen und wörter aus anderen sprachen, die wir ohne veränderungen des lautbestandes in deutsche schreibweise transkribieren können (kommünikee, schofför, frisör, schampanjer, singnal), auch nach unseren regeln schreiben. Ich halte es für undurchführbar, daß wörter anderen lautstandes nur halb, nur teilweise übernommen oder gar ‚vergewaltigt' werden, solange unsere umgangsprache nicht einen eigenen lautstand (vergleiche oben inscheniör, schampanjer, singnal) gebildet, das wort also in seinen lautwerten bereits ‚übernommen', eingebürgert hat und nicht mehr als fremd-, sondern als lehnwort behandelt, um diese unglückliche unterscheidung noch einmal der einfachheit halber zu gebrauchen.

Als kürzlich bei einer konferenz einer großen zeitung über die rechtschreibliche einheit der manuskripte gesprochen wurde, wollte einer der redakteure (redaktöre?) die rede auf das wort schock (choc, beziehungsweise shock) bringen, in der meinung, man gehe mit ihm einig, daß die deutsche schreibweise einfach ‚unmöglich' sei. Zu seiner überraschung gestand dann aber sein chef (schef?), daß er dabei gar nichts finde, daß er sogar den scharm (charme) recht gut in deutscher transkription verstehen könne, erst recht das wort scharmant, denn kein mensch spreche in Deutschland charmant französisch aus. Das war nun für einen teil der anwesenden allerdings shocking (schocking?). Der herr des hauses sagte aber ausdrücklich, daß er diese umformung nur als reine gewohnheitssache ansehe, man habe sich doch auch ohne schwierigkeiten an das mikrofon, das telefon und an die sinfonie gewöhnt. Immerhin: ein höchst beachtliches urteil eines eingefleischten humanisten und anhängers, ja verfechters der latinitas!

Die mesotes, die goldene Mitte zwischen einem Zuviel und einem Zuwenig, die feine Linie des richtigen Maßes, ist nicht die schwächliche Mittelmäßigkeit, die sich vor der Kraft fürchtet, sondern ist die wahre, zielvolle Leistung. Der reine Ton, den ich singe, ist der schwerst zu findende und das beglückende Wunder im Gesang. Von der zarten Linie in der Zeichnung heißt es immer, daß man nichts zutun und nichts wegnehmen könne, sie ist die produktive Leistung des Künstlers. Und so überall: es gilt das reine Maß zu finden.

H. NOHL